

„Wer zu lächeln wagt, der lebt!“ Das Leben von Franz Evers ist alles andere als ein Honigschlecken gewesen, und doch hat er das Lächeln nicht verlernt. Am 14. September 1947, also vor 60 Jahren, schloss dieser Dichter seine Augen für immer in Berlin. Das Geburtshaus des Winsener Lyrikers an der Bahnhofstraße ist längst abgerissen, seine Gedichte sind verklungen. Sie sind trotzdem schön. Nein, Franz Evers, am 10. Juli 1871 geboren, hat keine Jugenderinnerungen aus Winsen darin verarbeitet. Gar zu kurz hat er in der Luhestadt die Sonne angeblinzelt, exakt: nur ein halbes Jahr. Im Winter 1871/72 zieht die Familie um. Trotzdem darf Winsen stolz sein, diesen Jungen als einen der Ihren zu wissen. Denn Franz Evers sollte schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu einer bekannten Figur im literarischen Leben der Hauptstadt Berlin werden.

In den Kirchenbüchern der St.-Marien-Gemeinde ist die Taufe vom 30. Juli 1871 vermerkt: Die Eltern, der Eisenbahnstations-Assistent Heinrich Friedrich Evers und seine Frau Wilhelmine Dorothea Margarete geborene Petersen, sind selbst keine Winsener. Der Vater hat Dienst gefunden auf dem Winsener Bahnhof. Zu Paten werden Freunde aus früherer Zeit bestellt: der Eisenbahnstationsvorsteher Franz Petersen aus Salzkotten, der Förster Ferdinand Stackmann aus Unterlüß bei Celle, und als Onkel und Pate zugleich darf Dachdecker Friedrich Evers aus Sehnde bei Hannover den Täufling übers Becken halten. Schon bald besteigt die junge Familie mit Franz Friedrich Ferdinand – alle Paten sind in der Namensgebung berücksichtigt – den Zug auf Nimmverwiedersehen nach Hannover. Dort verlebt der junge Franz eine unbeschwerte Kindheit, dort besucht er das Gymnasium.

Buchhändler soll er werden, geben die Eltern dem Drängen des Sohnes zumindest teilweise statt. Eigentlich drängt es ihn in die Literatur, doch eine solide Lehre ist für die konservativen Eltern unverzichtbar. Eine Lehrstelle ist in Goslar gefunden. Noch im ersten Lehrjahr gründet er in der alten Kaiserstadt die „Litterarischen Blätter“. Gemeinsam mit seinem Freund Carl Busse sucht er geeignete Mitarbeiter. So treffen sie auf Georg Edwart, einen Literaten und späteren Gelehrten in Gießen, gewinnen ihn und weitere junge Leute zur Mitarbeit: Victor Harding und Julius Vanselow stoßen dazu.

Die Realisten und die Naturalisten unter den Dichtern sind den jungen Männern widerlich. Unter ihnen –so die Hauptkritik – verroht die Lyrik. Kein Wunder, wenn Dirnen, Kellnerinnen und Verbrecher bedichtet werden unter dem Vorwand, mit solcher Lyrik die soziale Frage voranzubringen.

Bis 1891 erscheinen die „Litterarischen Blätter“, dann werden sie eingestellt. Die Quintessenz aus dieser Zeit erscheint in einem Gedichtsammlung mit dem Titel „Symphonie“.

Kunst geht nach Brot. Franz Evers entschließt sich für den Journalismus als Brotberuf. Und wird Redakteur bei den „Augsburger Nachrichten“. Es ist eine unglückliche Zeit. Man muß produzieren, reproduzieren, ohne maßgeblich formen zu können unter dem ständigen Zeitdruck einer Tageszeitung. Das ist einem Lyriker mit philosophischen Ambitionen nicht zuzumuten.

So verlässt Evers Augsburg im Jahr 1892 in Richtung Berlin. Dort hat er die „Sphinx, Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben“ zu redigieren. Das ist kein Streßposten – pardon: Dieses Wort gibt es noch nicht zur Zeit von Franz Evers.

Vor Übernahme dieser Tätigkeit hat Evers gemeinsam mit einem Grund in Steglitz die „Theosophische Vereinigung“ gegründet. Damit bewegt er sich ganz im Zug der Zeit: Eine Bewegung aus Amerika, in New York durch die Russin Helena Petrowna Blavatsky anno 1785 losgetreten, schwappt mit zeitlicher Verzögerung nach Europa über.

Spiritistische Experimente, Vermischung brahmanischer, buddhistischer und hinduistischer Elemente, Lehre von Karma und Wiedergeburt, Selbsterlösungsversuche, Satanskulte: Das sind Abenteuer für wache, junge Geister wie Franz Evers oder auch Rudolf Steiner. Man ist in bester Gesellschaft mit diesen spiritistischen Experimenten. Evers hält das Experiment nicht lange durch, gibt auch schon 1894 die Mitarbeit an der „Sphinx“ auf, lebt nun als freier Schriftsteller.

In Leipzig gründet er seinen eigenen Verlag mit den Namen „Kreisende Ringe“. Von 1898 bis 1907 lebt er noch einmal in Goslar – sozusagen als versoffenes Genie. Mit schwarzem Hut, wehender Krawatte und langen Zigaretten eilt er von Kneipe zu Kneipe, entwickelt als besondere alkoholische Spezialität den Prünellenschnaps, eine Mischung aus Pflaumenlilör und süßer Sahne.

Doch nicht nur der Alkohol sprudelt in dieser Zeit, auch Gedichte entspringen dem promillegeschwängerten Born des Geistes. Dirigent Conrad Ansorge, seines Zeichens wohlbestallter Dirigent der Militärkapelle und des Gemischten Chores zu Goslar, zählt zu dem sumpfenden Stammtisch ebenso wie Baron von Franckenstein. Beide vertonen einige Gedichte von Evers.

1907 wird's dem Dichter zu eng in der Kaiserstadt am Harz. Er geht nach Berlin und schließt sich einem Literatenkreis an, der sich im „Kleinen Xantener“ am Savignyplatz trifft. Darüber hinaus hebt er das Glas im Kreis der Weinstube „Das schwarze Ferkel“ mit Knut Hamsun, August Strindberg und Richard Dehmel. Ganz mag Evers auch die theosophischen Kreise nicht aus dem Blickfeld verlieren, schließt sich deshalb dem Friedrichshagener Kreis an.

In Berlin heiratet der bis dahin ewige Junggeselle Helge Milner, eine zartfühlende geschiedene Frau, Autorin eines vielgelesenen Buches mit dem Titel !Ein Frauenbildnis aus der Menzelzeit!. Darin setzt sie ihrer eigenen Mutter ein literarisches Denkmal, die in erster Ehe mit Adolph Menzel verheiratet war. Helge Milners Gedanken kreisen zur Zeit der Eheschließung aber um die „Physiognomischen Fragmente“ von Johann Kaspar Lavater, einem führenden Geisteswissenschaftler aus der Goethe-Zeit.

Das Ehepaar zieht innerhalb von Wilmersdorf um, verliert im Zweiten Weltkrieg durch Bombenangriffe seine Wohnung, weicht nach Klein-Machnow, bei Potsdam und schließlich nach Niemberg bei Halle aus. Zwei Kriege – und trotzdem tiefer Frieden in den Werken von Franz Evers: Eine ganze Reihe von Gedichtbänden erscheint bis 1911. Aber Evers zieht sie aus dem Handel zurück. Er will Gültigeres schaffen, schämt sich des eigenen Frühwerkes.

1934 hat er 15 abgeschlossene Bände vorliegen. Als sein wichtigstes Werk bezeichnet die zehnbändige Ausgabe „Der Weg“. Von 1943 bis 1945 hat er es geschrieben. Neben dem eigenen Verlag drucken zwei weitere Verlage seine Werke.

Die Hinwendung zum mystischen „Numen tremendum et fascinosum“, dem geheimnisvollen übernatürlichen Wirken, die Abkehr von der sichtbaren Welt, von Realismus, Naturalismus

und Materialismus kennzeichnet den „Heiligen Rausch“ des Dichters, der sich zu „andächtigen Gesang“ berufen fühlt und „Liedgebete“ schreibt.

Menschliche Existenz vollzieht sich für Evers in Umwelt und Inwelt. Die Liebe spielt eine ganz besondere Rolle, ist die „Innenmacht“ und kann „Schatten und Dämonen“ besiegen. Schatten und Dämonen verdüstern den politischen Alltag in Deutschland während der Nazizeit. Evers beklagt „Deutschlands Irrfahrt“, aber seine Kritik kommt, weil lyrisch verbrämt, bei den Adressaten nicht an. Nicht einmal, wenn es in dem Gedicht „Winter 1943“ heißt:

„Zwischen Frost und Feuersnot bricht das Glück zu Scherben.“ In Säbelrasseln und Militärmusik droht die „innere Melodie“ zu verstummen. Da lauscht Evers lieber längst verklungenen Harmonien aus dem Grammophon, das er als bleibendes Wunder bezeichnet.

Im Alter bedichtet er die eigene Kindheit, nicht zuletzt auch die Lüneburger Heide. Und andere norddeutsche Landschaften.

1944 schreibt er in einem Brief: „Ich habe den Glauben, daß meine Dichtung nach dieser Katastrophe Europas doch einmal erscheinen wird!“ Diese Hoffnung trug. Als er am 14. September 1947 stirbt, senkt sich das Vergessen über sein Werk. Bis Hildegard von Kleist, die mit dem Dichter in enger Verbindung stand, Ende 1970 eine Auswahl seiner Gedichte zu seinem 100. Geburtstag herausgab. Bruchstücke nur seines gewaltigen Gesamtwerkes. Was tut's? – „Wer zu lächeln wagt, der lebt!“

Immerhin leben einige seiner Gedichte heute in der Musik weiter. Der Komponist Max Reger (1873 – 1916), der sich in erster Linie in die Geschichte der Orgelmusik eingeschrieben hat, hat im Alter Gedichte von Christian Morgenstern, Stephan Zweig, Richard Dehmel – und Franz Evers vertont. Die Lieder „Märchenland“, „Meine Seele“, „Mondnacht“, „Nachtgeflüster“, „Nachtsegen“, „Ruhe“, „Geheimnis“ und „Traum“ sind bis heute in den Konzertsälen zu hören – einfach bezaubernd!

Christian Morgenstern nimmt Evers: Gedichte gegen ungerechte Kritik in Schutz: Ich halte nach wie vor aufrecht, dass man jenen Versen einen feierlichen und einheitlichen Stimmungsgehalt nicht absprechen kann. Ich behaupte ferner, dass sie ihrem Geiste nach – den augenblicklichen – Franz Evers gut charakterisieren. Und darauf allein kam es mir an: denn ich wollte in jenem Aufsatz eine Reihe lyrischer Charakterköpfe skizzieren, an das Wesentliche der verschiedenen Persönlichkeiten rühren, nicht aber ihre Verse Wort für Wort durchklauben. Mag ich mit mehr oder weniger Glück verfahren sein, – ich strebte als Künstler Künstlern nachzuempfinden. Es liegt vielleicht eine Gefahr darin, als Selbstlyriker über andere Lyriker zu schreiben. Man trägt vielleicht die das eigene Schaffen leitenden und notwendigerweise höchst subjektiven Gesichtspunkte zu nachdrücklich in alles hinein. So betont Herr Busse seiner Kunstanschauung und -Übung nach mehr das formale – und zwar das traditionell-formale – Moment; sein Ideal sind 'schöne' Gedichte, und er gibt ihnen den Vorrang vor den charakteristischen.“

Schöne Gedichte: Sie ruhen in sich, kontrastieren zur Gegenwart, lassen Seele und Gefühlen freien Lauf. Franz Evers aus der Luhstadt ist ein vergessenes Genie, und er ahnte, dass er vergessen werden würde, wie dieses Gedicht zeigt.